

Die Neue Welt

Nr. 37

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Zwei Menschen.

Roman von G. Fries-Schwenzen.

(Fortsetzung.)

Der Tanz war zu Ende. Burschen und Mädchen zogen singend in verschiedenen Richtungen heim. Hier sah man ein Paar durch das Kornfeld, dort eine ganze Gruppe unter der Anführung des Spielmanns die Landstraße entlang auf den Flecken zu wandern. Es war Mitternacht, und doch so hell, daß man mit Leichtigkeit hätte lesen können. Die Begegnung mit dem Alten hatte Agestin wohlgethan. Er befand sich in einer sonderbaren Stimmung, als er den Hof verließ und einen Fußweg über die Felder einschlug. Es war, als ob ihm das Herz aufginge und sein inneres Wesen nach Außen trete, um sich an der thauigen Sommernacht zu laben. Ihm war so wohl, so glücklich zu Muth, und doch zehrte ein heißes Verlangen, eine Sehnsucht an seinem Herzen. Er hätte in einem Athem jubeln und weinen können. In dieser Stimmung konnte er nicht nach Hause gehen. Schließlich blieb er stehen und sah sich um. Feierliche Ruhe herrschte auf den Fluren, der einzige Laut, den er vernehmen konnte, war der regelmäßig wiederholte Schlag einer Wachtel von dem Kornfeld drüben zur rechten Hand. Dann erreichte eine dumpfes Getöse sein Ohr. Er lauschte.

„Der Wangenfos,“ murmelte er. Es trieb ihn plßlich, den großen Wasserfall aufzusuchen. Er konnte höchstens eine Viertelmeile entfernt sein. Viele Jahre waren es her, seit er zum letzten Mal dort gewesen, der Weg dorthin war so schön. Agestin kehrte um, nahm einen raschen Schritt an und wanderte durch einen Wald. Das Land war bergig, oft ging sein Weg über kahle, glatte Felsen, hier und da an einem mit Multer* bewachsenen Morast vorüber. Schweigend standen die dunklen Tannen und hüllten den Pfad in geheimnißvolle Dämmerung.

Das Getöse des Wasserfalls wurde immer stärker; nach einer Biegung des Weges um eine hohe Felswand drang es auf den nächtlichen Wanderer wie Donner ein. Feiner Staubregen füllte die Luft, und ein kühler Zug wurde merkbar. Durch eine mit saftig grünem Gras bewachsene Senkung gelangte er in das wilde schluchtähnliche Thal, durch das der Fluß nach dem Falle tief zu seinen Füßen tosend und brausend wie ein Wahnsinniger dahin eilt. Mächtige Felsen türmen sich himmelhoch diesseits und jenseits des unbändig Schäumenden. Der Boden und die Wände sind naß vom Staubregen. Ueberall rieselt Wasser herab.

Der Pfad schlängelte sich durch Steingeröll und Farrenkräuter noch einige hundert Schritt hart am Hange, bog um eine Bergwand und — der Wangenfos ward in seiner blendend herrlichen Majestät sichtbar. Ein wirbelnder Fall weißer Engel aus Himmels-

höhen, begleitet von Donnern, Krachen, Sieden und Tosen, wie von einem hunderttausendstimmigen Chor, so wirkte der Wasserfall auf den einsamen Wanderer. Die durch den Fall in mächtige Schwingung gebrachte Luft fuhr wie ein Sturmwind auf ihn ein. Er troch wie ein Wurm durch das Geröll immer näher, immer näher, bis an einen riesigen Stein, der, gleichsam von Gigantenhand geschleudert, ihm den Weg versperrte, zugleich ihm aber Schutz und Deckung gegen Wind und Regen bot. Hier erhob er sich und kletterte so hoch, daß er darüber hinweg sehen konnte, faltete die Hände über den naßkalten Stein und blickte in die gewaltige Naturerscheinung.

Wie im seligen Taumel schaute er entzückt in jene wirbelnde weiße Wassermasse, die vom schwindelnd hohen Abhang kommend, mit immer wachsender Geschwindigkeit die senkrechte Wand hinabstürzte und in Schaum verwandelt ward. Vom Zugwinde ergriffen, einem Schneegestöber gleich, stieg sie dieselbe Wand entlang über jenen Abhang, von dem der Fluß gekommen war, vorbei. Seltsam anzuschauen, ein duftiges Gebilde, schwebte sie verweilend in der Luft dort oben. Dahinter schwamm der Mond in nassen Nebelschleiern. — — —

Als Agestin eine Stunde später auf dem Heimweg durch den Wald ging, hatte der Himmel sich mit jenem einformigen Grau überzogen, welches Regen verspricht. Einzelne schwere Tropfen fielen schon prasselnd in das Laub der Birken, und es dauerte nicht lange, so goß es vom Himmel. Er entblößte sein Haupt und gab seine Stirn dem sprühenden Regen preis. Die ganze Natur, die schon lange unter der anhaltenden Dürre gefeufzt, athmete wieder auf — wie befreit. Birken und Tannen strömten Wohlgerüche aus. Das weiche Moos zu seinen Füßen duftete, die halb vertrockneten Blüten streckten die Köpfchen hervor und öffneten durstig ihre Kelche; überall neues Leben, es blinkte und blinzelte wie aus Millionen von nassen, lächelnden Augenlein um ihn her.

Die Hausthür war nicht verschlossen; er schlich leise in's Haus, zog im Flur die Stiefel aus und stieg lautlos die Treppe hinan. In seinem kleinen gegen Osten gelegenen Zimmer angekommen, tauschte er zunächst seinen naß gewordenen Anzug mit einem trockenen, öffnete das Fenster und setzte sich an den Tisch. Ein wonniger Duft von Wald und Feld drang zu ihm herein, und aus dem Birkenwäldchen ertönte das melodische Flöten eines Rothkehlchens.

IX.

Aus dem Dorf war ein Flecken geworden mit Post und Telegraphen. Margit Solhaug war in dem großen neuen Laden von Berthold Hansen ge-

wesen, um Einkäufe zu machen, und hatte bei der Gelegenheit auch die Post abgeholt. Sie kam mit einem Brief in der Hand über den Hof.

„Weißt Du, wo Ragnhild ist?“ fragte sie Beret Klöften, die soeben aus dem Kuhstall trat.

„Ragnhild sitzt bei mir und spinnt; ist der Brief an sie?“

„Ja — von Agestin; da hast Du ihn, sag' ihr aber, sie möchte zu uns herüber kommen, um ihn uns vorzulesen.“

„Das werde ich bestellen,“ erwiderte Beret und ging in die Hütte. Eine halbe Stunde darauf kam Margit zu ihr herüber und fand sie allein auf einem niedrigen Schemel kauern; den Kopf hatte sie in die Hand gestützt. Sie hatte geweint.

„Wir sitzen drüben und warten und warten. Wo ist Ragnhild?“ Die Kuhmagd fuhr sich mit der rauhen Hand über die Augen.

„Ich weiß nicht.“

„Was ist Dir? Hast Du schlechte Nachrichten bekommen?“

„Ach, der Brief war ja nicht an mich; ich habe keine, gar keine Nachrichten bekommen.“

„Aber wo ist Ragnhild?“

„Ich weiß nicht, ich glaube, sie ging in den Wald.“

„In den Wald, bei der Kälte, was hat sie dort zu suchen?“ versetzte Margit streng. „Hör' einmal Beret, Ihr Beide, Du und meine Tochter, steckt mir die Köpfe zu viel zusammen in der letzten Zeit. Ihr wollt vor mir und Knud ein Geheimniß haben, und das ist unrecht von Euch. Denke daran, wie Ihr, Du und der Junge, vor zwanzig Jahren hierher kamet! Was wäre aus Euch geworden, wenn Knud und ich nicht gewesen wären? Also! Wir haben auch ein Anrecht auf Agestin und wollen uns diese Geheimnißkrämerei nicht gefallen lassen. Warum hast Du geweint? Was stand in dem Brief?“ Die kleine blonde, rothwangige Frau ließ ihre hervorstehenden, hellblauen Augen mit einem strengen Blick auf der Anderen ruhen.

„Ich weiß es nicht. Der Brief war ja nicht an mich, fragt doch Eure Tochter.“

Margit Solhaug ging kopfschüttelnd auf den Hof hinaus. In diesem Augenblick bog Ragnhild um die Ecke der Scheune. Um den Kopf hatte sie ein wollenes Tuch, welches sie mit der einen Hand unter dem Kinn zusammenhielt. Ihre Augen waren roth und ihre Bewegungen sahen, als hätte sie am liebsten eine Begegnung vermieden.

„Wo warst Du, Kind?“

„Hinter der Scheune.“

„Was hattest Du dort zu suchen?“

Ragnhild war über und über roth geworden

* Eine in Norwegen vorkommende Beerenfrucht.

und stotterte: „Nichts . . . Ich wollte nur sehen . . . ob . . . ob die schwarze Henne ihre Eier . . .“

„Nun! Wo hast Du den Brief von Agestiu gelassen?“

„Ach, den habe ich . . .“ sie suchte eifrig in der Tasche. „Den hab' ich verloren.“

Margit betrachtete sie einige Sekunden stillschweigend. Was war denn nur mit ihrer Tochter? Der Brief schien ja entsetzliche Dinge zu enthalten. Ob er sie um Geld gebeten hatte? Nein, das traute sie ihm nicht zu. Dazu war er zu stolz. Was konnte es nur sein? Sie schüttelte den Kopf, faßte Ragnhild fest am Handgelenk und zog sie mit in die neben der Küche liegende Stube. Hier standen Knud's und Margit's Betten, groß, klobig und roth gemalt. Jedes Bett trug die vollen Namen der beiden Gatten nebst dem Datum ihres Hochzeitstages. Ein riesiger Webstuhl nahm den übrigen Platz ein. Aber zwischen den Betten und dem Webstuhl war ein enger Gang bis an das nördliche Fenster; hier in der Ecke war ein kleiner bescheidener Platz frei. An der Wand entlang stand eine Bank, und vor der Bank ein hübsches, fein geschnittes Spinnrad. Dorthin zerrte Margit das junge Mädchen. Knud hatte sie über den Flur gehen sehen und kam ihnen nach.

„Wo hast Du den Brief?“

Ragnhild erwiderte nichts, sie führte ihr Taschentuch an die Augen und fing wieder an zu weinen. Der Tag neigte sich, bleiern und schwer hing die Luft auf die kahlen Obstbäume im Garten herab, die ihre schwarzen regenfeuchten Äste trüblich hängen ließen. Auf dem verblühten Rasen hüpfen zwei Krähen umher. Der letzte Rest des Tageslichts lugte schläfrig durch die kleinen Fenster in das große finstere Zimmer herein.

„Laß das Heulen und sag' mir sofort, wo Du den Brief hast.“

Knud seufzte, setzte sich auf einen Stuhl zwischen den Betten und dem Webstuhl und strich das gelbe Haar aus der Stirn. Auf diese Weise versperre er den Ausgang. Dann nahm er eine Rolle dicken Tabaks aus seiner Tasche, klopfte seine kurze Thompsonpeife aus und zog sein Messer aus der Scheide. Langsam und gemessen schnitt er einige dünne Scheiben von dem Tabak und rieb sie in der Hand.

„Nun?“ fragte er mit einem strengen Blick auf Ragnhild, die ganz eingeteilt in der dunklen Ecke saß. Darauf stopfte er seine Peife. Es wurde immer dunkler. Das Licht von Knud's Schwefelholz beleuchtete für einen Augenblick sein zähes, phlegmatisches Gesicht. Es war beängstigend still im Zimmer, man hörte nur den saugenden, zippernden Ton aus Knud Solhaug's Peife.

„Nun? — Wird's bald?“ erklang es jetzt in unheilverkündendem Tone. Ragnhild holte aus ihrer Tasche einen zerknüttelten Brief hervor, den sie über ihrem Knie glättete.

„Es ist zu dunkel, ich kann nicht sehen.“

„Dafür wollen wir Rath schaffen,“ meinte die Mutter und ging an die Küchentür.

„Kari, bring' uns die Petroleumlampe!“ Klang ihr Befehl. Seit einem Jahre hatte man auf Solhaug angefangen, Petroleum zu brennen, das heißt, man besaß eine Lampe, die bei außerordentlichen Gelegenheiten angezündet wurde. Für gewöhnlich begnügte man sich mit einem Talglucht. Margit ging mit raschen, erregten Schritten zu ihrem Platz zurück.

„Du sagtest, Du hättest den Brief verloren! Das war also nicht wahr! Das Lügen ist ein häßliches Laster, mein Kind!“ Sie langte nach ihrem auf dem Fenster liegenden Strickzeug, zählte die Maschen und begann eifrig zu stricken.

„Ach ja,“ seufzte Knud und blickte betrübt gegen die Zimmerdecke. Jetzt erhob das junge Mädchen den Kopf und stotterte: „Ich wollte nicht die Unwahrheit sagen, aber was sollte ich thun? Agestiu hat mir geschrieben, daß ich nur Dasjenige aus seinem Brief Euch vorlesen darf, von dem ich vermuthen kann, daß es Euch keine Sorge bereiten würde, und . . .“

„Und . . . sprich Dich aus, mein Kind.“

Ragnhild führte wieder ihr Taschentuch an die Augen. „Und da wußte ich wirklich nicht, was ich Euch vorlesen sollte!“ schluchzte sie. „Ich meinte,

es wäre besser, wenn ich Euch sagte, ich hätte den Brief verloren.“

„Mit anderen Worten: Wenn Du uns hintergingst? . . . Ragnhild, mein Kind, das war nicht recht von Dir. Da gehen wir, Deine Eltern, in Sorge um Agestiu, der uns doch an's Herz gewachsen ist, als wäre er unser eigener Sohn, und wo nun endlich ein Brief von ihm kommt, willst Du uns verheimlichen, was darin versteht? Nun, da bringt Kari die Lampe.“

Ein kugelrundes, vor Gesundheit strotzendes Gebirgsmädel in kurzem, grünem Rock trat herein mit der brennenden Lampe, die sie mit ihren vollen rothen Händen ängstlich umklammerte und nur mühsam balancirte.

„Stelle sie da auf die Fensterbank,“ sagte Margit. Knud machte ihr Platz und Kari ging mit festen dröhnenden Schritten an den Betten vorbei bis an das nördliche Fenster, wo Ragnhild saß.

„So 'n schweren Kerl!“ sagte sie mit einem Seufzer der Erleichterung, als sie die Lampe glücklich hingestellt hatte. Sie lächelte zufrieden und zeigte dabei eine doppelte Reihe kleiner, unvergleichlich regelmäßer und weißer Zähne. „Aber leuchten thut er wie eine Sonne!“ fügte sie hinzu. Als aber ihre Bemerkung unbeantwortet blieb, ging sie mit schlanker Armen, und leise vor sich hinführend, in die Küche zurück, um sich wieder ihrer Beschäftigung zu widmen: mit einem Quirl in der dicken, festen Roggenmehlgriße, die über dem Feuer hing, zu rühren, dem sich täglich wiederholenden Abendbrot der Herrschaft wie der Leute. Ragnhild rückte dicht an die Lampe heran, glättete den Brief noch einmal und begann zu lesen:

„Mein treuer Kamerad!

Ich mag Dich nicht Schwester nennen; was ich für Dich empfinde, sind nicht die Gefühle eines Bruders, darum nenne ich Dich Kamerad. Das ist ein Begriff, der viel umfassen kann: Freundschaft — Liebe — Vertrauen. Ragnhild, besitze ich Dein Vertrauen? Du warst die Einzige in meiner Heimath, die mich verstand, und jetzt brauche ich Jemanden, der mit mir fühlt und mich versteht, denn Du mußt es wissen, ich stehe im Begriff, einen Schritt zu thun, der von meiner Mutter wie von Deinen Eltern in hohem Grade mißbilligt werden muß. Wie sollten sie auch meine Beweggründe verstehen können! Ich bin befehlt von einem mächtigen Drange, künstlerisch zu schaffen. Bindet meinem Pegasus die Flügel und Ihr habt das Beste in mir; meinen Lebensnerv zum Schweigen gebracht.“

Ragnhild machte eine Pause.

„Ich verstehe von alledem nicht eine Silbe!“ sagte Knud, „entweder ist er von all der Gelahrtheit übergeschnappt, oder ich, Knud Solhaug, bin ein Esel. Was ist nun zum Beispiel Pegasus für ein Vogel?“

Margit und ihre Tochter erwiderten nichts. Die Erstere schüttelte bedenklich den Kopf, nahm den Brief und versuchte allein weiter zu lesen, nachdem sie ihre Brille aufgesetzt hatte.

„Ja, lies Du lieber selbst, Mutter, mir fällt es so schwer; ich gehe dann lieber so lange zu Beret hinüber.“ Sie war schon aufgestanden, aber ein gebieterisches „Du bleibst hier!“ ließ sie den Fluchtversuch aufgeben. Indessen las Margit langsam buchstabirend weiter:

„Es ist ein dichterischer Drang, den ich empfinde, eine Sehnsucht darnach, gleich dem Bildhauer, der aus dem weichen Thon die schönsten Figuren modellirt, in das Leben mit vollem Griff hineinzugreifen und daraus mächtige, packende Bilder zu gestalten. Wie sollten Knud und Margit dafür Verständnis haben können? Es würde sie nur beängstigen und betriiben, wenn sie all' Dasjenige, was ich Dir hier schreibe, erfahren würden, meinst Du nicht auch? Und vielleicht ganz umsonst! . . . Wer weiß . . . Wenn das, was jetzt meine ganze Seele mit Hoffnung und heißem Verlangen erfüllt, wirklich reift und Früchte trägt, dann werden unsere Eltern es ja doch erfahren müssen. Dann werden sie sich auch leichter mit dem Gedanken versöhnen als jetzt, wo noch Alles so ganz unreif ist. Es ist damit, wie bei Euch auf dem Lande mit einem Keim, den man in die Erde

steckt, es hängt von so vielen Dingen ab, ob dieser Keim gedeihen und wachsen, Blüten und schließlich auch Früchte tragen soll. Dies ihnen deshalb den Brief lieber nicht vor; wenn sie danach fragen sollten, dann sage, daß Du ihn verloren hast und erzähle so viel, wie Du selbst für gut hältst.“

Margit sah Knud entriistet an. „Wie findest Du das?“ Darauf sagte sie in etwas milderem Ton zu Ragnhild: „Ich sehe ja, daß Du nur im Auftrage eines Anderen gehandelt hast, aber von Agestiu finde ich es unverantwortlich, so etwas von Dir zu verlangen. Nun, wir wollen weiter lesen:“

„Dir Alles zu erzählen, wie es gekommen, wie ich es erkannte, und was dann weiter geschah, würde zu weit führen; ich will Dir aber ein Geständniß machen: Das Gedicht, welches in der vorigen Woche unter dem Titel „Brandungen“ in Eurer Zeitung abgedruckt war, das war von mir.“

Sie sahen einander Alle erstaunt an; das erwähnte Gedicht hatte Ragnhild laut vorgelesen und Knud Solhaug hatte es als „Blech“ bezeichnet. Margit las weiter: „Und so viel darfst Du auch wissen, daß ich oft kein Mittagessen aß, um für das geparte Geld in's Theater gehen zu können. Ich habe zwei Novellen geschrieben, und der Redakteur einer größeren Zeitung hat mir versprochen, die Manuskripte zu prüfen. Mein Drama habe ich nicht eingereicht, es war viel zu kindlich. Ich sitze hier in meinem kleinen armseligen Zimmer und schreibe und denke an Dich, Ragnhild. Und ich fühle das Bedürfniß, es Dir zu sagen: Ich bin glücklich jetzt, wo ich in das rechte Geleise gekommen bin. Denn nichts bringt mehr Unzufriedenheit hier im Leben als das Bewußtsein, seinen Beruf verfehlt zu haben. Vor mir auf dem Tisch liegen Goethe's ‚Faust‘ und Dehenschläger's sämtliche Werke. Ich liebe die Letzteren fast mehr als Shakespeare, obgleich sie nicht so bedeutend sind, aber die Helden sind alle Norweger, siehst Du, und das packt! Jetzt geht die Lampe aus, denn sie hat kein Öl mehr, und Alle im Hause schlafen. Gute Nacht, Ragnhild, träume süß! Meine Gedanken umschweben Dich und küssen Dich auf Stirn und Haar! Gute Nacht.“ —

„Hahaha!“ lachte Knud Solhaug ärgerlich und ließ seine Faust schwer auf die Tischplatte fallen. „Für solches Blech habe ich allerdings kein Verständnis, und Du hoffentlich auch nicht, Margit. Aber sie, unsere Tochter, die Bildung bekommen hat, sie wird schon die rechte Auffassung dafür haben, besonders wenn ‚seine Gedanken Dich umschweben‘ . . . Was? . . . Oder ‚wenn sie Dich auf Stirn und . . . Haar küssen‘! . . . Hahaha! . . . Er redet da an einer Stelle von Goethe's ‚Faust‘; ist das auch so ein Vogel, wie der Pegasus?“

„Goethe's ‚Faust‘,“ erwiderte das junge Mädchen, und wurde roth, „ist, soweit ich es weiß, ein Theaterstück von einem berühmten deutschen Dichter.“

Knud spuckte aus, so wie er es immer that, wenn er seine Verachtung an den Tag legen wollte.

„Theaterstück!“ wiederholte er mit verächtlichem Tonfall. „Paß nur auf, er will selbst so ein Komödiant werden.“

„Nein, Du, das glaube ich nicht,“ sagte Margit und hob die herborstehenden, klugen Augen zu ihm. „Er will selbst das schreiben, was die Anderen sagen sollen, und das wäre am Ende garnicht so dumm, wenn ein studirter und frommer Mann Gottes die Sache in die Hand nehmen würde, denn ich habe mir erzählen lassen, was da für ein gottloses Zeug auf dem Theater in der Hauptstadt gegeben wird.“

„Ach, bilde Dir doch nicht ein, daß Agestiu besser ist als alle die Anderen, die auf dem Wege des Fleisches dahin wandern.“

„Aber er studirt ja doch Theologie!“

Knud zuckte die Schultern. Hier brach Ragnhild wieder in Thränen aus.

„Gieb mir jetzt den Brief! Oder lies jedenfalls das nicht laut, was jetzt kommt!“ flehte sie die Mutter an.

„Du lies!“ befahl Knud. Und Margit las:

„Donnerstag früh.

Guten Morgen, Kamerad! Wie hast Du geschlafen?“

„Das geht Dich nichts an,“ brummte Knud.

„Merkst Du, daß Jemand bei Dir war im Traume? Das war ich, war mein Geist. Er flüster Dir mein Geheimniß leise in's Ohr: Ich werde nicht Theologie studiren. Knud und Margit werden es für Unrecht halten, aber ich kann nicht anders. Und sollten sie mich verstoßen und verdammen, meine Mutter wird es nicht thun, wenn sie hört, daß ich nur auf diese Weise glücklich werden kann. Aber Du, Ragnhild, was sagst Du? . . . Ich hatte einst einen schönen Traum; in diesem Traum kamst Du vor, Ragnhild . . . aber das ist wohl jetzt ausgeschlossen . . . oder nein?“

Dein getreuer Agestin.“

Margit legte den Brief von sich, nahm die Brille ab und betrachtete lange mit traurigem Blick ihre Tochter.

„Was sagst Du dazu? Du mußt ihm doch antworten?“

Keine Antwort.

„Was wirst Du ihm schreiben, Ragnhild?“

„Ich weiß es nicht.“

Knud erhob sich: „So, Du, sein Kamerad, weißt das nicht? Wo hast Du Papier und Tinte?“

„Oben bei mir.“

„Hole es herunter, vielleicht können wir, Deine Eltern, Dir helfen. . . .“

An demselben Abend wurde unter Mitwirkung der Eltern folgender Brief an Agestin aufgesetzt:

An Augustinus Martinus Klöften!

Deinen Brief habe ich erhalten und konnte nicht thun, wie Du wolltest, weil meine Mutter selbst die Post geholt hatte. Meine Eltern sind sehr besorgt um Dich und lassen Dir sagen, daß ich unter diesen Umständen nicht Dein Kamerad sein kann. Aber für mich ist es schwer, denn ich darf doch keine eigene Meinung haben. Dein Gedicht „Brandungen“ haben wir gelesen, Vater nannte es „Blech“, aber ich fand es wunderschön. Und von mir selbst kann ich Dir nur sagen, daß ich viel geweint habe. Ich hatte auch einst einen schönen Traum, aber den kann ich Dir nicht erzählen, weil sie es nicht wollen; wenn Du Theologie studiren würdest, ja, aber so nicht, sagen sie. Aber Du sollst meinewegen nichts thun, weil ich Deinem Glück nicht im Wege sein will. Deine Mutter ist krank geworden. Auf sie scheint Dein Brief einen erschütternden Eindruck gemacht zu haben. Du bist ja viel klüger und hast mehr gelernt als ich, aber deshalb könntest Du Dich doch irren. Mehr will ich nicht sagen. Der Winterroggen steht schlecht, weil wir viel Regen und gleich darauf starken Frost bekamen. Auch hat der Bär unsere beste Kuh zerrissen, und wenig Heu gab es auch; darum habe ich es nicht leicht, Du kannst mir glauben. Er ist sehr schlecht gelaunt. Nur dies Eine möchte ich Dich bitten: komme im nächsten Sommer nach Hause, denn Deine Mutter grämt sich sehr und möchte Dich noch einmal sehen. Es grüßt Dich von Herzen Deine Pflegechwester Ragnhild Knuds-Tochter Solhaug.“

X.

Oben auf dem Fly-Berge war die Nacht kalt gewesen. Einem Brautschleier gleich lag der Reif auf den Gräsern und Zwergbirken neben der hartgefrorenen, aber jetzt im Aufstauen begriffenen Landstraße. Die Luft war fein und klar. Der schneebedeckte Gsch-Mücken mit seinen sonnenbeschienenen Jacken und Zinnen trat scharf hervor, und der kahle Gsch-Nut erschien wie ein Ritter in hellblauem Mantel. Zu dessen Füßen zogen sich dampfende, sumpfige Wiesen, von denen hin und wieder durch die große feierliche Stille das Pfeifen einiger Bekkafinen scharf herüberklang.

Das Knarren der Räder eines leichten Fuhrwerks wurde hörbar und man sah in der Ferne eine Staubwolke; sie kam näher und immer näher. Es war ein Karjol, von einer kleinen grauen Bauernmähre gezogen. Im Karjol saß Agestin, der nach zweijähriger Abwesenheit von der Heimath jetzt wieder seine Sommerferien auf Solhaug zu verbringen beabsichtigte. Auf dem Querbrett zwischen den beiden hohen Rädern schlafend, baumelte der kleine zerlumpte Stjds-Junge. Agestin war mit der Sonne auf-

gestanden und hatte schon in aller Frühe die Station Botten östlich des Fly-Bergs verlassen. Die Stimmung, in welcher er sich der Heimath näherte, war von gemischter Natur. Auf seine beiden letzten Briefe hatte er gar keine Antwort bekommen, und auf sein letztes Schreiben, in dem er seine Ankunft anzeigte, hatte er nicht wie sonst von Ragnhild, sondern von deren Mutter nur die kühle Mittheilung erhalten, sein Zimmer stände bereit.

Der kleine Gaul, dessen graue Farbe ihm Aehnlichkeit mit einer Niesenmaus verlieh, trabte tapfer darauf los, obgleich der Weg noch immer bergauf führte. Trotzdem verrieth die Miene des Reisenden und die ungeduldige Art und Weise, mit der er zuweilen eine frisch geschnittene Haselrute erhob, um das Pferd anzutreiben, daß es ihm noch lange nicht schnell genug ging. Plötzlich kam ihm an einer Biegung des Weges ein Karjol entgegengefahren, dahinter tauchte noch eins auf — und noch eins. Er zählte sechs Fuhrwerke mit lauter Engländern, die alle von der „Gsch-Alp“ kamen und nach Osten fuhren. Die Gsch-Alp war eine neue Touristenstation kurz vor dem Hof Fly, den sie als Stjdsstation abgelöst hatte. Nichtsdestoweniger spielte Fly eine Rolle als solche in der Reisesaison, weil es zu dieser Zeit kaum möglich war, genug Fuhrwerke aufzutreiben.

„Man merkt, daß die Chaussee über den Björneberg fertig geworden ist,“ sagte Agestin und wandte sich an den Stjdsjungen, der durch die Begegnung mit den vielen Fremden aus seinem Hühnerschlaf geweckt worden war. „Wie viele Pferde haben sie auf der Gsch-Alp?“

„Sechs feste und zwei Reservepferde, aber Dein Gaul gehört Hans Fly. Du kommst von dort aus Stjds nach Solhaug bekommen.“

Damit war Agestin einverstanden. Eine halbe Stunde später fuhr er auf den Hofplatz der alten Station Fly, sprang aus dem Karjol und ging in die Gaststube. Da saß ein alter Mann am Fenster und schnitzte einen kunstvoll geformten, großen Löffel. Sein Haar war grau und hing ihm wie eine Mähne über die Schultern. Seine Bekleidung war alt und abgenutzt.

Er hob den Kopf und warf einen raschen Blick auf den Eintretenden, räusperte sich und betrachtete ihn noch einmal, aber genauer. Dann glitt es wie Sonnenschein über sein abgehärtetes Gesicht, als schaute er in alte, glückliche Zeiten zurück. Agestin erkannte in ihm den alten Bauern, mit dem er sich vor zwei Jahren auf Bängen so gut unterhalten hatte. Er eilte auf ihn zu und drückte seine Hand.

„Harald . . . Barstue, nicht wahr?“

Der Andere lächelte wehmüthig.

„Ja, ja, Harald Barstue, so heiße ich . . . ja. Und Du bist Thormod Valen's Sohn Agestin, ja, bist mager geworden, scheint mir, siehst ernster und männlicher aus als damals. Wo kommst Du jetzt her?“

„Aus der Hauptstadt.“

„Aus der Hauptstadt? Ja . . . versteht sich. Wie geht es mit Deiner Kunst? . . . Bist wohl ein großer Dichter geworden. . . . He?“

Agestin schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ach, das ist nicht weit her, Harald. Die Sache ist nicht so leicht, wie man es sich denkt.“

Der Alte that einen tiefen Seufzer. „O ne . . . das ist sie wohl nicht, auch nicht da drinnen in der Hauptstadt. . . .“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Mit mir ist es rasch bergab gegangen. Ich habe es wohl nicht so verstanden, die Landwirthschaft zu führen. War Wittwer, mußt Du wissen, und meine Kinder kosteten mir viel Geld, ja. . . . Kurz und gut . . . ich war fallit, ehe ich mich umfah. Mein Hof und Alles, was ich mein nannte, wurde verkauft. Ich behielt keinen Heller für mich. Jetzt gehe ich von Hof zu Hof und schnitze in Holz.“

Agestin betrachtete den Löffel. Er war ein Kunstwerk, sowohl in der Zeichnung, als in der Ausführung.

„Er ist hübsch . . . wunderhübsch! Wo hast Du die Zeichnung her?“

„Ach, die habe ich von mir selbst. . . . Die Engländer kaufen ja manchmal den Strimskrans. Nun bin ich glücklich dahin gelangt, wo ich vor fünf-

unddreißig Jahren war.“ Mit diesen Worten setzte er sich wieder an seine Arbeit.

„Es ist doch eigenthümlich,“ sagte er dann mit einem Anstrich von Galgenhumor, „wer gehängt werden soll, der ersäuft nicht.“

„Nein, Du hast recht . . . es sieht manchmal so aus,“ erwiderte Agestin und reichte dem Alten die Hand zum Abschied, denn er konnte durch das Fenster sehen, daß der neue Stjds auf ihn wartete; und zwar war es Hans Fly selbst, der draußen auf dem Hof stand und sich am Kopfgeschirr des kleinen gelben Pferdes zu schaffen machte. (Fortsetzung folgt.)



Vom Theater im Mittelalter.

Von Karl Schulz.

Wie in allen Kulturstaaten, so ist auch in Deutschland der Ursprung des Dramas auf kirchliche Gebräuche zurückzuführen. Schon in der Liturgie und in der Dialogform der Responsorien liegt der Ursprung einer, wenn auch noch handlungslosen Darstellung. Bei besonderen Anlässen wurden noch mehrere Sprecher hinzugezogen, vornehmlich an den Charfreitagen bei Vorlesung der Passion; während der eine die Worte vorlas, welche Christus spricht, las der andere die Rolle des Kaiphas, wieder ein anderer die des Petrus usw. und zwischen diesen hindurch las wieder ein besonderer Sprecher den verbindenden Text.

Wenn man sich im Geiste eine derartige Charfreitagfeier vorstellt, so wird man zugeben müssen, daß von dieser nüchternen Andacht zu einer gewissen Zeremonie nur ein ganz kleiner Schritt war. Wie und wann aber dieser kleine Schritt gethan worden ist, ist unbekannt. Es wurde nicht nur die Passion zeremoniell ausgestattet, sondern auch andere Feste der katholischen Kirche. Doch ist urkundliches Material, das uns bestimmten Aufschluß geben könnte, nicht vorhanden. Aus den historischen Aufzeichnungen ist nur die Thatsache zu entnehmen, daß zur Feier der hohen Feste der Katholiken bereits im zehnten Jahrhundert Zeremonien üblich waren, die einen unbedingt dramatischen Charakter besaßen.

Die Kirche gebrauchte diese Veranstaltungen als erzieherisches Mittel, um durch sinnliche Anschauung die religiöse Erziehung des Volkes zu fördern. Doch konnte man diesen Zweck erst erreichen, als statt der Kirchensprache (lateinisch), die doch von äußerst wenigen Gläubigen verstanden wurde, die Muttersprache in Anwendung gebracht wurde. Dies war aber für Völkerte unthunlich; man fand einen Ausweg und brachte diesen in den Kirchen Süßfrankreichs wie folgt zur Ausführung: Die Worte, die Christus sprach und die die ganze Gemeinde verstehen mußte, wurden, nachdem sie lateinisch deklamirt waren, auch in's Französische übersezt. Damit war eine große Schwierigkeit gehoben.

Die anderen Nationen folgten diesem Beispiel; man hielt sich nicht nur an die Uebersetzung der Christusworte, sondern übersezte, was man für nöthig erachtete. Bei der Feier des Weihnachtsfestes wurde es sogar für angebracht gehalten, Zwiegespräche und Zwiegefänge einzusprechen, die mit der Bedeutung des Festes wenig zu thun hatten, dafür aber eine recht kindliche, familiäre Stimmung ausstrahlten.

Die Veranstaltungen gelegentlich der christlichen Feste waren von sehr verschiedenem Umfang; während sich kleine Kirchen mit den eben erwähnten Wechselgefängen zufrieden stellten, durfte man in Klöstern oder reicheren Kirchspielen bedeutendere Darbietungen erwarten. So wird uns von einem Weihnachtspiel aus Benediktbeuren berichtet, das schon durchaus reiche Handlung enthält. Der Text des Evangeliums wurde durch Veranstaltungen aller Art dargestellt. Wir sehen den Stern erscheinen. Die Hirten treten auf, Johannes predigt den Juden, daß sie an den kommenden Messias glauben sollten, was ihm mit Hohngelächter auf der einen und gläubigem Beten auf der anderen Seite beantwortet wird; in kurz ange deuteten Szenen folgt dann die Verkündigung Mariens, der Besuch bei Elisabeth und die Geburt

Christi, letztere dadurch bezeichnet, daß Maria auf einer Lagerstätte ruht, während die Gemeinde das Lied „Hodie Christus natus“ anstimmt. Nun erscheinen die drei Könige, sie begegnen den Boten des Herodes, melden von dem neugeborenen König der Juden usw. So wurde Alles lediglich dargestellt, wie es in dem Text des Evangeliums lautet. Die Aufführung schließt damit, daß Herodes durch Teufel von seinem Thron geholt wird.

Diese ganze Aufführung vollzog sich auf dem Hochaltar der Kirche und wurde von Mönchen und Priestern zur Feier des Weihnachtsfestes veranstaltet, wahrscheinlich auch in der Nacht vom Heiligen Abend zum ersten Weihnachtstag dargestellt. Wir sehen hier zum ersten Mal Personen in den ihnen zugeheilten Rollen auftreten; auch finden sich schon die ersten Anfänge einer Charakterisierung der Personen: Die drei Könige kommen mit angeschwärmtem Gesicht, Herodes erscheint reichgekleidet, hat aber ein grimmes, härtiges Gesicht; die Teufel waren in zottige Lumpen gehüllt und lange Schwänze hingen ihnen am Rücken. Auf diese Weise suchte man schon durch das Äußere das Wesen und die Eigenschaften der dargestellten Person zu zeichnen. Das Resultat, daß auf diese Weise erzielt wurde, war ein groteskes, aber durchaus theatralisches Spiel.

Auf die Gemüther der andächtigen, gläubigen Christen mag diese Feier einen erhebenden Eindruck ausgeübt haben; für uns ist sie der erste Versuch einer dramatischen Darstellung, der nur durch die angewandte lateinische Sprache einen kirchlichen Charakter bekommt.

Auch stofflich läßt sich ein Zug zum Tragischen, also nicht rein Kirchlichen, erkennen, denn in der Handlung gewinnt nicht die Geburt Christi das Uebergewicht, sondern der grauenvolle Tod des Kindesmörders Herodes. Von den Veranstaltern war also auch hier schon — ob mit Absicht oder nicht, ist nebensächlich — eine gewisse Wirkung erzielt, welche die Darstellung eines tragischen Vorganges auf den Zuschauer ausübt.

Es ist demgemäß auch selbstverständlich, daß eine Bearbeitung und Darstellung des Leidens und Todes Christi die zuschauenden Gläubigen auf's Tiefste erschüttern und so das Interesse an den Kirchenfesten auf's Regste erwecken mußte.

Derartige Charfreitag-Feierlichkeiten erstreckten sich über zwei Tage. Am Charfreitag Vormittag begann das Spiel und endete erst Sonnabend Abend mit der anschließenden Feier der Auferstehung Christi. Der Handlung lag wiederum der Bibeltext zu Grunde. Doch hatte man zum besseren Verständnis sehr viele Neuerungen eingeführt: Wechselgespräche in deutscher Sprache, Uebersetzung der lateinischen Worte Christi, ja sogar ganze Einschaltungen von mehr weltlichen Szenen, die eigentlich zum Verlauf der Passion nicht gehörten, aber doch wiederum biblischen Ursprungs waren, z. B. die Befehung der Maria Magdalena. Auch der Schaulust des Volkes wurde in erweitertem Sinne Rechnung getragen. Ein Altar stellt den Oelberg dar, angedeutet durch aufgestellte Bäume. Dann bewegte sich der Zug zu einem anderen Altar, der die Stadt Jerusalem vorstellte, wieder ein anderer bezeichnete den Palast des Landpflegers; in der Zwischenzeit war der erste Altar in der Calvarienberg umgebaut worden. Während der Kreuzigung ging sogar Sonne und Mond unter; diese wurden mit Hilfe zweier großer Laternen „gespielt“.

Der Erfolg war ungeheuer, der Andrang zu den Kirchen kaum zu bewältigen. Man drängte sich aber zum Mitspielen ebenso wie zum Schauen. Diese Veranstaltungen erweiterten sich immer mehr, und mit dem Versuch, auch andere biblische Stoffe öffentlich — natürlich unter Observanz der Kirche — darzustellen, vollzog sich auch die Verlegung des Schauplatzes aus der räumlich beschränkten Kirche an einen anderen Ort, auf den ungleich größeren Kirchhof oder gar auf den Marktplatz.

An den Bau eines Theaters in unserem Sinne darf allerdings nicht gedacht werden. Es bedurfte nur einer Bühne, einer recht großen, denn durch die gewohnheitsgemäße Erziehung war die Schaulust des Volkes recht rege geworden. Der übrige Theil des Plazes blieb vollkommen in seiner Verfassung

und bildete den Zuschauerraum. Von Logen und reservierten Plätzen wußte man nichts, nicht einmal von Bänken.

So entstanden an allen größeren Orten gelegentlich der Feier christlicher Feste große Schaubühnen. Zur Aufführung kamen biblische Begebenheiten, die aber nunmehr gänzlich in deutscher Sprache ausgearbeitet wurden. Dieser Umstand ermöglichte auch den Bürger-söhnen und Bürgertöchtern die Theilnahme an der Darstellung; das Ganze bekam einen volkstümlichen Anstrich. Es verlohnt sich, das ganze Arrangement einer solchen Aufführung einmal näher anzusehen.

Gelegentlich einer großen Ablass-Prozession veranstalteten die Dominikanermönche zu Eisenach im Jahre 1322 eine große Feier. An einer Häuserfront des großen Plazes zwischen Pfarrkirche und Franziskanerkloster wurde die mächtige Bühne aufgeschlagen. Unter Bühne ist allerdings eben nur wieder ein hohes, roh zusammengezimmerter Gerüst zu denken, das je nach Bedarf mit Brettern belegt und verschlagen war. Die Bühne bestand, um das gleich vorherzusagen, aus drei Theilen. Vorerst waren ja nur zwei Theile zu sehen; der obere, nach hinten zu gelegene Theil stellte den Himmel vor. Der Himmel hatte seinen eigenen Vorhang, und wenn dieser hochgezogen war, konnte man über einige Stufen hinunter auf den zweiten Theil gelangen, die Erde. Unter dieser befand sich der dritte Theil der Bühne, die Hölle. Doch der Höllethat that sich nur im Bedarfsfalle auf, um die bösen Teufel auf die Erde gelangen zu lassen, und schloß sich dann gelegentlich wieder; man schien es auch schon zu wissen, daß ein vorübergehender Anblick sich immer wirkungsvoller gestalten läßt, als eine dauernde Szene. Das Ganze war mit einem großen, prächtigen Vorhang gegen den freien Marktplatz abgeschlossen. Dieser freie Platz, der Zuschauerraum, bot ein Bild, von dem sich unsere Theaterbesucher kaum einen richtigen Begriff machen können. Bänke, Stühle oder andere Bequemlichkeiten existirten nicht; dagegen durfte jeder Zuschauer, ohne Entgelt zu zahlen, sich frisch und frei hinpostiren, wo und wie er wollte. Er durfte auf bloßer Erde sitzend, oder stehend, oder in skrupelloser Anstandslosigkeit lang hingestreckt den Vorgängen auf der Bühne zuschauen. Daß sich im Laufe der Aufführung bedeutende Umwälzungen im Zuschauerraum vollzogen, mag als selbstverständlich gelten, wenn man bedenkt, daß der Beginn auf Vormittags neun Uhr angesetzt und das Ende erst am späten Nachmittag zu erwarten war.

Aufgeführt wurde das Spiel von den fünf Klagen und den fünf thörichten Jungfrauen.

Glockengeläute verkündet den Anfang. Beide Vorhänge werden hochgezogen, und wir blicken direct in den Himmel hinein. Auf der Erde ist noch Alles leer und der Höllempfuhl geschlossen, aber dort oben ist es lebendig. In der Mitte erscheint Christus, und um ihn her ungefähr alle Storienerscheinungen, die sich der Mensch in den Himmel hineindachte: die Maria, der Joseph und andere Heilige und in ganz erdrückender Masse Engel. Die Engel singen, während einer von ihnen niedersteigt, um, wie es mit der Zeit üblich geworden war, einen Prolog mit der ganzen Inhaltsangabe des Stückes an das Volk zu sprechen.

Nach Beendigung desselben erhebt sich Christus; er ruft einen anderen Engel und trägt diesem auf, hinauszuziehen und die Menschen auf sein Kommen vorzubereiten. Der Engel zieht hinaus, d. h. er geht die Stufen hinab auf den unteren Theil der Bühne, auf die Erde, wo in der Zwischenzeit auch die zehn Jungfrauen aufgetreten sind. Der Engel richtet seine Botschaft aus und begiebt sich wieder hinauf in den Himmel. Nun wird der Vorhang vor dem Himmel heruntergelassen, und das Spiel auf der Erde beginnt.

Die thörichten und die Klagen Jungfrauen, die bereits durch ihre Kleidung kenntlich sind, theilen sich nun ab, und während die einen beten und sich auf die Ankunft des himmlischen Bräutigams vorbereiten, leben die thörichten Jungfrauen in Saus und Braus, schwelgen an gedeckten Tafeln und verlachen die frommen „Tempeltreterinnen“, die fortwährend nur auf den Knien rutschen.

Gerade aus diesen Szenen mit ihren schroffen Kontrasten ist zu ersehen, wie sich eine bunt-bewegte, gleichsam weltliche Handlung auch im kirchlichen Spiel entwickeln konnte.

Der Herr erscheint aber nun, um zu richten die Guten und die Bösen; der Vorhang des Himmels geht wieder auf, und Christus hält furchtbares Gericht. Während er die frommen Jungfrauen zu sich herauf ruft — ausgeführt ist dieser Ruf sehr leicht: sie gehen die Stufen hinauf in den Himmel und setzen sich zur Rechten der Jungfrau Maria — überweist er die thörichten Jungfrauen dem Teufel. Nun öffnet sich der Höllethat. Entsetzliche Teufel mit angeschwärmtem Gesicht, mit Pferdefuß und langem Schwanz treten hervor und holen unter allerhand Grimassen und Gesichterschneiden die ihnen anheimgefallenen, thörichten Jungfrauen. Selbst die Flucht in den Zuschauerraum kann die thörichten Jungfrauen vor ihrem Schicksal nicht retten; mit grimmen Geberden setzen die Teufel ihnen nach, um sie aus der Mitte des Volkes herauszuholen und dem Höllethat zuzuführen . . .

Die Wirkung auf das Volk soll ungeheuer gewesen sein. Einer von den anwesenden Potentaten, der lange Zeit mit seinem Vater in bitterer Fehde gelebt hat, soll sogar melancholische Anwandlungen bekommen haben und später infolge der Nerven- aufregung gestorben sein. Und der Zweck, den die Geistlichkeit mit dieser Aufführung verfolgte, daß nämlich das Volk zu eifriger Theilnahme an den eben beginnenden Bußübungen herangezogen werden sollte, mag wohl hinlänglich erreicht worden sein.

Einen besonderen Reiz bekamen diese Bühnenspiele durch die Beimischung eines harmlosen Humors. Unter einer Menschenmenge von 5 bis 600 mitwirkenden „Künstlern“ war es schwer zu vermeiden, daß nicht der Eine oder der Andere eine kleine Zote rief, die eigentlich in seiner Rolle nicht stand. Ein Scherz kann selbst in einer sehr ernsten Handlung ganz gut angebracht sein, oder braucht doch wenigstens nicht zu fören. Wenn die Teufel aus ihrem Höllethat schlüpfen, um die hilflosen, thörichten Jungfrauen zu holen, so mögen sie mit dem angebundenen Pferdefuß wohl manchen possirlichen Sprung gethan haben, und vor den Engeln, die zum Theil von Menschen dargestellt wurden, die aber auch zum Theil als Holzfiguren an Wand und Decke hingen, mag das Volk auch nicht gerade allen heiligen Respekt gehabt haben. Berichtet doch sogar der Chronist in sehr humorvoller, aber höchst respektloser Weise von einem Theaterunglück in Stuttgart: „Das Theater (also nur die Bühne) fiel ein, die Hölle gerieth in Flammen, die Teufel liefen erschrocken davon, der Beltrichter fiel vom Stuhle und hätte sich beinahe den Hals gebrochen.“

Doch gerade dieser Umstand, eine gesunde Mischung von Ernst und Scherz, war dazu angethan, das Bühnenspiel recht volkstümlich zu machen, und man hätte, bei der wachsenden Beliebtheit und dem großen Interesse an dem Gebotenen, sehr wohl erwarten dürfen, daß das Bühnenspiel im Verlauf der weiteren Entwicklung auch das bürgerliche Drama bringen und zur vollsten Blüthe gelangen lassen würde. Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt.

Hans Sachs äußerte sich einmal, es sei nothwendig, daß außer Pflege der Kunst und Weiteifer der Künstler noch tausend andere sichtbare und unsichtbare Dinge zusammentreffen müssen, um eine wahre Kunst hervorbringen zu können. Dazu ist also, wenn ich so sagen darf, die Gunst des Augenblicks erforderlich. Doch die heranbrechende Zeit mit ihren Wirrnissen war einem höheren Emporstreben der veredelnden Künste sehr ungünstig. Wäre es nur ein Stillstand in der Fortentwicklung gewesen, so hätte sich dieser gewiß nachholen lassen können; es muß aber leider von einem gänzlichen Verfall der dramatischen Kunst gesprochen werden.

Einen nicht geringen Theil der Schuld trugen die Darsteller selbst. Das Spiel verweltlichte sich allmählig und wurde in immer reicheren Maße verlangt. Die geeigneten Darsteller reichten kaum noch aus und das herumziehende Volk bot sich zur Unterstützung an.

Nomadistrende „Künstler“ hat es von jeher ge-

geben. In frühesten Zeiten zogen die Maysfoden im Lande umher und sangen Götterlieder, in späteren Jahrhunderten zogen sie von Burg zu Burg und sangen Mitterlieder.

Waren sie außer Stande, eigene Aufführungen der kirchlichen Spiele zu veranstalten, so wirkten sie nur mit oder übernahmen als Fachleute ganze Arrangements.

Durch diese Darsteller wurde ein anderer Ton in's Spiel getragen, und als das Bürgerthum sich immer mehr und mehr entwickelte, kam wieder ein neuer Schlag herumziehender Gesellen, die für Unterhaltung sorgten. Auch das Kirchenspiel konnte von ihrem Eifer nicht verschont bleiben.

Der überseeische Transport des Petroleums.

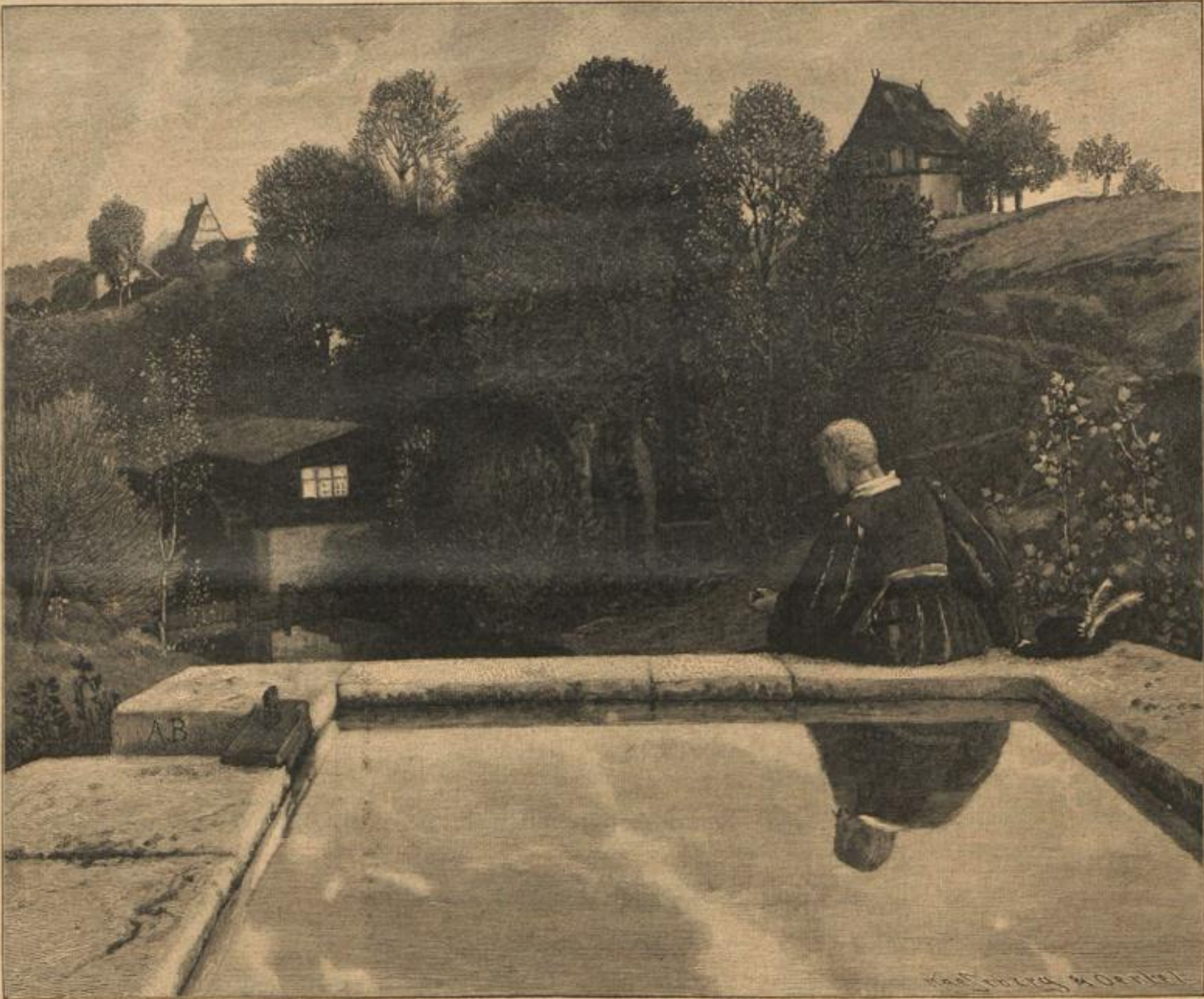
Von P. M. Grempe.

Es giebt Petroleumquellen, die ununterbrochen dieses seltsame Naturprodukt zu Tage fördern, und Bohrlöcher, aus denen das Erdöl durch Pumpen gehoben wird. Am weitesten ist die Petroleum-Gewinnung in Amerika fortgeschritten. Selbst in kleineren Städten der vereinigten Staaten Nordamerikas bilden die zum Erdbohren nothwendigen Geräthe eine gangbare Handelswaare.

Ist eine Petroleumlagerstelle angebohrt, so entweicht meist Kohlenwasserstoff in heftiger Weise, als

Geruch des Petroleums, der namentlich aus hölzernen Schiffen nicht wieder entfernt werden kann, das Schiff zur Aufnahme anderer Ladung unbrauchbar. So lange also ein Schiff nur einigermaßen lohnende Fracht bekommen konnte, hütete es sich, die Beförderung von Petroleum zu übernehmen.

Im Schiffsraum mußten die Petroleumbehälter im Interesse einer möglichst geringen Fracht so vortheilhaft wie nur irgend zugänglich untergebracht werden. Zwei Formen von Transportgefäßen waren früher hauptsächlich im Gebrauch: Fässer von 0,85 m Länge und 0,65 m Durchmesser, die leer ca. 29 kg und mit 191 l Petroleum gefüllt etwa 181 kg wiegen, und mit Holz umkleidete Zinkkasten. Letztere



Heimkehr. Nach dem Gemälde von Arnold Böcklin.

(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Bei der Verwässerung der Religionsübungen und dem größeren Drang nach weltlicher Freiheit, den die Reformation schürte, war es kein Wunder, daß auch die Darstellung dem Weltlichen, dem Realen immer mehr zuneigte. Doch fiel man aus einem Extrem in's andere. Auch mußte nunmehr einem Geschmack Rechnung getragen werden, der bei gedeihlicher Fortentwicklung unbedingt hätte unberücksichtigt bleiben müssen. Der harmlose Humor, welchem man hin und wieder im kirchlichen Spiel begegnete, artete zur Nothheit aus.

Dadurch verfiel das Kirchendrama. Verbote seitens der Kirchenbehörden erfolgten. Die kirchlichen Darstellungen in den Städten unterblieben oder schrumpften zur rituellen Zeremonie zusammen, und nur in weltabgeschiedenen Orten erhielt sich die altergebrachte Sitte, an einzelnen Orten sogar bis heute. Erwähnt seien nur die Passionsspiele von Ober-Ammergau. —

(Schluß folgt.)

dann folgt eine Mischung von Wasser und Petroleum, die bis zu 30 m Höhe über das Bohrloch emporgetrieben wird und entweder mit Unterbrechungen aufsteigende selbstfließende Quellen erzeugt oder später nachläßt und ausgepumpt werden muß. Das Rohöl wird am Orte seiner Gewinnung in runde Sammelbehälter von Kesselblech geleitet und von dort in Röhren auf weite Entfernungen nach den Eisenbahnverladeplätzen gepumpt. In neuerer Zeit wird zur Herabminderung der Unkosten die Beförderung durch Eisenbahnen dadurch vermieden, daß man in die Rohrleitungen in gewissen Entfernungen neue Pumpstationen einschaltet und die Leitungen somit über Hunderte von Meilen fortführt.

Die Unterbringung des Petroleums im Schiffsraum zum überseeischen Versand hat seit jeher gewisse Schwierigkeiten bereitet. Schon die große Feuergefährlichkeit einer solchen Ladung hält viele Schiffsführer ab, Erdöl zu laden; sodann macht der

lassen sich wohl besser als Fässer verstauen, da sie dicht an einander gestellt werden können, ohne daß größere unbemerkbare Zwischenräume entstehen, haben aber den Nachtheil, daß ihre Herstellung ziemlich theuer ist und sie nach der Entleerung fast vollständig werthlos sind. Bei Verladung in Fässern sind folgende Erfahrungsergebnisse zu berücksichtigen: 3,5 Faß nehmen einen Stauraum von 1,42 cbm im Schiffskörper ein; 1 t (1000 kg) Erdöl erfordert also einen Verladerraum von 2,26 cbm. Die meist mit Doppelboden ausgerüsteten Schiffe müssen aber eine Ladung nehmen, von der 1 t etwa 1,42 cbm einnimmt, damit der nöthige Ladeliefgang erreicht wird. Kann unter solchen Voraussetzungen ein Schiff etwa 2032 t laden, so ist es doch nur in der Lage, 1070 t Petroleum in Fässern aufzunehmen. Jetzt müssen aber 16% für das Gewicht der Fässer und etwa 2% für den Verlust durch Lecken in Abzug gebracht werden, mithin verbleibt eine Ladefähigkeit

von 1046 gegen 2032 t, oder ein Verlust an Ladung von 986 t. Für die Verfrachtung in Fässern kommt dann noch der nicht zu unterschätzende Nachtheil in Betracht, daß die in Amerika mit einem Kostenaufwande von etwa 4 bis 5 Mark angefertigten Fässer in England oder in Deutschland nur mit 1 Mark bis 1,60 Mark Verlust verkauft werden können; auf diese Weise entstehen also für jede Ladung 7000 bis 9500 Mark Verlust.

In Anbetracht dieser Verhältnisse war der Gedanke, Petroleum direkt im Schiffsraum zu verladen, naheliegend. Da nämlich die Dichte des amerikanischen Petroleums 0,8, die des russischen 0,82 ist, so würde jede im Schiffsraum selbst verladene Tonne Petroleum nur 1,2 cbm Laderaum einnehmen, das Schiff könnte demnach mehr als voll geladen werden. Endlich darf nicht vergessen werden, daß ein Schiff, welches direkt im Schiffsraum das Erdöl aufnimmt, seine Ladung in fünf bis sechs Stunden eingepumpt erhält, während beim Transport in Fässern oder Kisten fünf bis sechs Tage zur Verladung gebraucht werden.

Das erste Schiff, welches Petroleum in 95 eiserne Behälter lud, war das hölzerne Schiff „Charles“ von 794 t Ladefähigkeit. Die im Zwischendeck aufgestellten Kisten faßten je 12,2 t und die im Raum aufgestellten je 30,6 t Petroleum. Drei Jahre diente dieses Schiff dem Petroleumtransport zwischen Amerika und Europa; im Jahre 1872 fiel es einem Brande zum Opfer. Ähnlich eingerichtete Schiffe wurden darauf verschiedentlich angefertigt.

Einen bedeutenden Fortschritt stellten drei im Jahre 1878 von einem norwegischen Aheber gekaufte Transportschiffe dar; sie waren mit einer hölzernen Längsschotte versehen, das den zur Petroleumaufnahme bestimmten Schiffsraum in zwei Theile zerlegte, die dann noch durch hölzerne Querschotten und durchlaufende Planen so eingerichtet waren, daß die Flüssigkeit in den nicht ganz gefüllten Behältern verhindert wurde, schnell von einer Seite zur anderen überzugehen und damit die Stabilität des Schiffes zu gefährden. Während eines dieser Schiffe schon nach wenigen Jahren verloren ging, das zweite bald darauf im Delawarestrom strandete, erfüllte das dritte Schiff noch lange Zeit seine Aufgabe.

Die im Jahre 1880 für Petroleum-Transport eingerichtete hölzerne Bark „Fanny“ war fast genau wie die drei erwähnten Schiffe gebaut; sie hatte das Unglück, gleich auf der ersten Reise verloren zu gehen.

Das erste für die Verschiffung von Erdöl bestimmte Dampfschiff wurde im Jahre 1872 in Philadelphia erbaut, seinem vorher bestimmten Zweck jedoch nicht übergeben, da die Besitzer anderweitig

lohnende Fracht erhielten. Der Schiffsraum enthielt auf die Länge von ca. 50 m ein Längsschott, das bis zum zweiten Zwischendeck, unterhalb dem das Petroleum geladen werden sollte, hinaufreichte. Der Raum unter diesem Deck war in zehn Abtheilungen zerlegt, die mit dem Oberdeck durch einen ölbicht bis zu demselben heraufgeführten Schacht in Verbindung standen. Die Maschinen und Kessel waren hinten im Schiff angeordnet und von dem Petroleumraum durch einen 2,50 m breiten Kohlenbehälter getrennt. Um aber jedes Eindringen des Petroleums in den Kesselraum zu verhindern, waren außerdem noch drei Querschotten in 0,60 m Entfernung angebracht. In den Jahren 1873 und 1874 wurden zwei Schiffe mit diesen Einrichtungen zum Petroleumtransport erbaut, die aber auch in anderen Handelszweigen bessere Verwendung fanden.

Damit trat ein Stillstand dieser Versuche ein, und man transportirte Petroleum wieder wie früher in Fässern über den Atlantischen Ocean. Dennoch sollte das Problem bald gelöst werden. In Rußland hatte die Gewinnung des Petroleums eine solche Ausdehnung angenommen, daß es am Kaspischen Meere sehr schwer war, das nöthige Holz für die zur Verschiffung des Erdöls zu bauenden Fässer zu beschaffen. Der dadurch hervorgerufene, außerordentlich hohe Preis der Fässer zwang die Firma Gebrüder Nobel, den Transport von Petroleum im Hohlraum der Schiffe zu versuchen. Die zu diesem Zwecke gebauten Schiffe begannen ihre Fahrten zwischen Vatu und der Wolgamiündung im Jahre 1879; nach sieben Jahren schwam auf dem Kaspischen Meere schon eine Flotte von 80 Petroleum-Transportschiffen, von welchen die größten Dampfer 76 m lang, 8,50 m breit waren und 3,40 m Tiefgang hatten.

Die russischen Schiffe sind verschieden eingerichtet; einige enthalten im Raum aufgestellte Behälter, andere nehmen das Erdöl direkt im Schiffsraum auf. Viele dieser Transportschiffe sind in Schweden gebaut worden. Die Herstellung dieser Fahrzeuge muß eine sehr gewissenhafte sein, da es sich als unbedingt nothwendig herausgestellt hat, daß die Eisenbleche in sehr sorgfältiger Arbeit doppelt zusammengenietet werden und die Näthe dann ohne Verwendung von Dichtungsmaterial genügend dicht sind, um jedes Durchsickern (Lecken) des Petroleums zu verhindern.

Die große Sicherheit und Billigkeit, mit der diese Dampfer ihre Aufgabe im Kaspischen Meere erfüllten, führten in der Mitte der achtziger Jahre dazu, daß man auch für den transatlantischen Verkehr die Versuche mit Petroleum-Transportschiffen

wieder aufnahm. Ein deutscher Kaufmann ließ im Jahre 1885 ein solches Schiff bauen, das 72 Kisten zur Aufnahme des Petroleums erhielt. Nunmehr gingen auch die Amerikaner und dann die Engländer mit der Fabrikation geeigneter Dampfer für den Transport des Erdöls vor, die jetzt fast alle gleichmäßig eingerichtet sind. Entweder werden im Schiff eine Anzahl Behälter eingebaut oder das Petroleum wird unmittelbar in den Schiffsraum geladen. Die Kessel- und Wohnräume sind durch eine doppelte Zwischenwand mit Wasserfüllung abgetrennt. Das Petroleum wird vom Kai aus in Röhren nach einem auf dem Oberdeck aufgestellten Füllbehälter geleitet. Die Schiffe der zweiten Bauart besitzen einen doppelten Boden für Wasserballast. Diese Schiffe fassen bis 800 t Mineralöl und 1200 t Petroleum; sie können in 12 Stunden gelöscht werden. Der Feuergefährlichkeit wegen wird der Petroleumraum durch Wasserwände gegen alle Theile des Schiffes abgeschlossen. Elektrisches Licht, Dampfheizung und Dampf-Koch-einrichtungen sind aus demselben Grunde auf all' diesen Schiffen selbstverständliche Einrichtungen. Durch geeignete Luströhre wird für Ableitung der aus dem Petroleum sich entwickelnden Gase gesorgt. Schwimmer zeigen an verschiedenen Punkten des Schiffes den jeweiligen Stand des Petroleums in den Behältern an und ermöglichen also die Vornahme eines schnellen Ausgleichs. Da sich Erdöl bei einer Temperaturzunahme von 22° Celsius schon um 2% ausdehnt, so sind auf diesen Schiffen Einrichtungen getroffen, durch welche die gefährlichen Schwankungen des Dampfes, die in Folge der Verminderung des Inhalts der Behälter auftreten, vermieden werden.

Den fortgeschrittenen überseeischen Transportvorrichtungen entsprechend sind auch die Häfen ausgerüstet. Das Del wird entweder durch die Druckpumpen der Schiffe in Behälterwagen auf den Eisenbahngleisen gepumpt oder in Reservoir, von denen er nach Bedarf in kleine Behälter und dann weiter in Wagen und Fässer gefüllt wird.

Hervorzuheben ist noch die Thatsache, daß die großen Petroleum-Reservoirs in den Häfen häufig von Bligschlägen getroffen wurden. So explodirten infolge der Entzündung durch Bligschlag im Mai des Jahres 1895 in Harburg vier solcher Behälter mit einem Inhalt von ca. 7000 t Petroleum und eine größere Anzahl Fässer. Die eisernen Behälter brannten vollständig aus, die Wände wurden durch die große Hitze geschmolzen und die Luft auf weite Entfernung hin mit Petroleumdämpfen geschwängert. In Amerika hat man daher große Petroleumbehälter durch Hauben gegen Bligschläge zu schützen gesucht. —

Verseht.

Von Paul Fern.

Die Morgenröthe lag auf der neuertwachten Erde; der Wald oben auf dem Berge schien in einen duffigen Schleier gehüllt zu sein, vom Flusse stiegen weiße Nebel auf, die über das weite Thal sich verbreiteten und Baum und Strauch verhüllten. Tausend und abertausend Thautropfen hingen und glitzerten an den langen, schmalen Blättern der Winterfaat.

Der Schatten des Landbriefträgers Schulze, der mit aufgestreifter Hose auf dem feuchten Rain zwischen zwei Feldern am Bergeshang hinschritt, fiel weit in die Winterfaat hinein und zeigte um den Kopf einen hellen Glorienschein. Der Landbriefträger Schulze ging um sein schmales Feld mit bedächtigen Schritten herum. Es war sein Stolz, sein kleines Feld, das zur Hälfte mit Winterkorn bestellt, zur Hälfte mit Kartoffeln belegt war. Die Kartoffeln hatten noch kein Blatt über die Erde getrieben, so sehr er auch darnach spähte, aber sein Korn stand ebenso hoch wie das des Nachbarn und wo möglich noch etwas dichter.

Vom Felde des Nachbarn fiel sein Blick hinab in das von weißen Nebeln überzogene Thal. „Wenn die Sonne über die Nebel Herr wird,“ murmelte er vor sich hin, „dann wird's heut' ein richtiger Sonn-

tag.“ Er hoffte auf schönes, sonniges Wetter und freute sich dieser Wahrscheinlichkeit; denn der heutige Tag war ein wirklicher Sonntag für ihn, ein dienstfreier Tag, der ihm nur aller sechs Wochen einmal gewährt war. Während er den Rain entlang ging und sich dem Feldweg zuwandte, der hinab in's Städtchen und an den Garten hinter seinem Häuschen führte, überlegte er bei sich, wie er diesen freien Sonntag am besten benutze. „Die Sense muß für den Grasschnitt gedengelt werden, der Handwagen muß neue Schleifflüge haben, für die Hühner soll ich eine Stiege bauen, ja, was hat mir Mutter denn für heut' Alles noch aufgetragen?“ fragte er sich selbst.

Unter diesen Gedanken kam er an die niedere Gartenthür, die er beim Fortgang nur angelehnt hatte; sie quietschte, als er hindurchschritt. Durch das nasse Gras führte unter blühenden Kirschbäumen hin ein schmaler, kurzer Steig hinab in den Hof. Ueber'm Zaun drüben in Nachbarns Garten stütete, trillerte und lockte ein Sprosser. Von unten herauf lönte Spatengeschei und der Schnitt einer Sense, die durch's Gras fuhr. Nach wenigen Schritten abwärts sah er seine Frau, die das hohe Gras hinter'm Ziegenstall mähte. Der Ziegenstall und

ein kurzer Zaun schlossen den Garten nach unten ab. Ein ganzer Schwaden gemähten Grafes lag schon da. Schulze trat hinzu, nahm den Rechen, der an der Lehmwand des Ziegenstalles lehnte, zog das Gras auf einen Haufen zusammen und hob es in einen bereitstehenden Ruthenkorb.

Inzwischen hatte die Frau den zweiten Schwaden gemäht und schickte sich an, die Sense in die unteren Aeste eines Kirschbaumes zu hängen. „Das reicht für heute aus,“ sagte Schulze, als er sah, daß die Frau mit dem Mähen aufhörte; dabei schob er den zweiten Schwaden auf einen Haufen zusammen. Die Frau aber faßte den Korb und schritt damit um den Stall herum auf den kleinen Hof. Da pickte ein halbes Duzend Hühner getrocknete Eierschalen und in Wasser geweichte Brotreste auf; gackernd reckten sie bei dem Auftreten der Frau die Hälse. Ein ganzer Schwarm Spatzen, von denen jeder einzelne vergeblich versucht hatte, einen Brocken Brot zu erhaschen, flog mit Geräusch auf das niedrige Dach des Hauses und vollführte einen Heidenlärm. Die Frau setzte an der Stallthür den Korb zur Erde, schob einen großen Holzriegel, der die Thür verschlossen hielt, zurück und öffnete. Zwei Ziegen begannen laut zu meckern, der Geruch des frisch gemähten Grafes

mochte sie lüfteln machen. Die Frau schlittete das Gras in die sauber gefegte Ecke neben der Thür und warf den Ziegen eine handvoll in die Naufe; dann ging sie zurück in den Garten, um den Rest des Grajes hereinzuholen.

Der Briefträger befah sich die blühenden Kirschbäume, in die der bleiche Schein der Sonne fiel, und meinte zu seiner Frau: „Wenn nichts dazwischen kommt, können wir heuer wieder einige Thaler heraus schlagen.“ „Ja,“ antwortete diese, ging aber nicht auf das Thema ein, denn sie hatte während des Mähens einen anderen Gedanken erwogen, den sie auch gleich mit den Worten zum Ausdruck brachte: „August, für unsere beiden Ziegen könnten wir uns eine Kuh anschaffen; Kuhmilch verkauft sich besser als Ziegenmilch. Wir haben dann auch mehr Mist auf's Feld, und wenn wir einmal ein Kalb absetzen können und es verkaufen, bringt das gleich was Ordentliches ein.“ „Fast Recht,“ sagte er, „aber 's Gras wird nicht für den Winter Heu genug geben.“ „Die Pfarrwiese ist zum Verpachten ausgeschrieben,“ warf die Frau ein. „Ja, ja,“ erwiderte August, „Du weißt, Hanne, wie gering unsere Einnahmen sind, Du kennst die Sorgen, die uns die Schulden machen, und ich hab' noch den halben Kaufpreis für's Feld zu bezahlen. Wollen's lassen bis zum nächsten Jahr.“

Die Frau hatte das Gras in den Korb gelegt und hob ihn auf, er nahm die Sense vom Baum und den Rechen vom Boden auf, und Beide gingen auf den Hof. Während er Sense und Rechen an zwei Pföcke an der Außenwand des Ziegenstalles hängte, verschwand sie mit dem Korb im Stalle. Er hörte, wie sie einer Ziege gut zuredete: „Steh ruhig, Hattel,“ dann vernahm er das Geräusch, das die aus einem Guter herausgedrückte und in einen Blecheimer spritzende Milch verursachte.

Er trat durch die Hofthür auf den mit Ziegelsteinen belegten und mit weißem Sande bestreuten Hausflur und ging in die Stube, die mit zwei Fenstern auf den Hof, mit zweien auf die Straße sah. Hinter der Stube lag noch ein schmales Kämmerchen, das Schlafgemach für Mann und Frau. Flur, Stube und Kammer machten die Räumlichkeiten des Erdgeschosses aus. Die Betten der Kinder standen auf dem Boden, zu dem vom Flur aus eine Holzterrasse hinaufgeleitete. Dort oben lag auch das Winterheu für die Ziegen.

„Ist der Kaffee schon fertig?“ fragte der Vater, nachdem er mit einem „Guten Morgen“ in die Stube getreten war, seine auf der Ofenbank sitzende und gebrannte Gerste statt Kaffee mahelnde Tochter. Sie war siebzehnjährig und arbeitete die Woche über in einem Stickeriegeschäft der Stadt. „Ja, Vater,“ antwortete sie, „aber ich muß Dir was Freudiges erzählen.“ Und während der Vater an dem vor den beiden Hoffenstern stehenden und mit fünf Tassenköpfen und einem Teller hausbackenen Kuchens besetzten Tisch Platz nahm, erzählte sie, daß sie von der Stellung einer Aufpasserin an der Stickermaschine zur Waarenschauerin aufgerückt sei, und daß sich dadurch ihr Verdienst erhöht habe.

„Schau, schau,“ sagte Vater Schulze, „nun erhältst Du junges Weibchen ja fast ebenso viel, wie ich alter Landbriefträger. Was, Mutter,“ damit wandte er sich an seine mit dem gefüllten Milcheimer durch die Stubenthür eintretende Frau, „was, Mutter, wir haben uns tüchtig abzuqualen müssen, mußten uns viel vom Munde absparen, ehe wir's zu etwas brachten. Und hättest Du nicht was in die Ehe mitgebracht, hättest Du nicht Tag und Nacht zu Hause über Deine Kräfte geschafft, wir hätten's heut' noch zu keinem Häusel, zu keinem Feld gebracht.“

Vom Städtchen herauf klangen Glocken in feierlich tiefen Tönen. Schulze, dessen Dengelschlag eine halbe Stunde lang in der ganzen Nachbarschaft zu hören war, ließ den Hammer sinken, stand vom Erdboden auf und hängte die Sense wieder an den in die Wand des Ziegenstalles eingeschlagenen Pflock. Die Sonne lag an der weißgetünchten Wand, und die Hühner haschten nach den Fliegen, die sich für sie erreichbar, an die warme Wand setzten.

Schulze wollte eben noch einmal unter den Bäumen hin den Gartensteig hinaufgehen, da pochte es von der Stube aus an's Fenster, seine Frau öffnete einen Flügel und rief über Blumenstöcke hinweg Schulze, der stehen geblieben war und sich umgedreht hatte, zu: „Kommal mal herein, Vater, 's ist Jemand da.“ Drinnen stand der Postschaffner Meinert und sagte dem eintretenden Schulze: „Sollst um elf in's Postamt kommen, in der bewußten Angelegenheit wäre die Entscheidung des Oberamtes eingetroffen, läßt der Herr Postmeister sagen.“

„Was ist denn das für eine bewußte Angelegenheit?“ fragte die Frau, nachdem sich Meinert entfernt hatte.

„Ach, das ist eine unliebame, ärgerliche Geschichte,“ antwortete Schulze ausweichend.

„Es muß aber doch was Wichtiges sein, sonst würde sich doch das Oberamt nicht drein mischen,“ fragte die Frau weiter.

„Na ja,“ meinte Schulze, „wenn so ein Vorgesetzter mal ein Wort zu viel sagt, da macht das weiter nichts, unser einer aber wird in solchem Falle gleich beim Oberamt angezeigt.“

„Jetzt erzähle einmal,“ drängte die Frau, „Du machst einem ja Angst mit Deinem Reden.“

„Letzten Freitag,“ begann Schulze, „Du weißt, es war stürmisch und der Regen goß nur so vom Himmel, hatte ich auf dem drei Stunden weiten Wege von Neudorf bis in's Postamt mit meiner Landbriefträgertasche und einigen Packeten ein Gewicht von neunundzwanzig Kilogramm auf dem Rücken. Ich war bis auf die Haut durchnäßt. Der Fahrweg war aufgeweicht, so daß ich immer bis an die Knöchel in Schlamm und Wasser waten mußte. Es war bei aller Anstrengung kaum fortzukommen, und als ich im Postamt eintraf, war's eine Stunde über die festgesetzte Zeit. Nun hab' ich Dir schon oft gesagt, daß der neue Postmeister immer versucht, mir was am Zeuge zu stücken. Als er durch die immer offen stehende Amtszimmerthür mein Eintreten in's Dienstzimmer bemerkt hatte, kam er sogleich herein und fragte mich in barschem Tone: „Wann soll Er hier sein?“ „Um drei, Herr Postmeister,“ sag' ich. „Und welche Zeit ist's jetzt?“ fragte er weiter. „Fast vier Uhr, Herr Postmeister,“ antwortete ich. „Er ist doch ein Bummelstrolch, brauste er nun auf, das werd' ich ihm aber mal anstreichen, das geht so nicht weiter.“ „Na, Herr Postmeister,“ sag' ich in ruhigem Tone, „bei so schlechtem Wetter ist's doch zu entschuldigen, wenn ich zu spät von der Tour zurückkomme, Anderen passiert das ja auch, und bei Denen nehmen Sie's ja auch nicht so genau.“ „Darnach hat Er garnicht zu fragen, wie ich Andere behandle,“ schrie er mich wüthend an, „wenn ich's bei Ihm strenger nehme als bei Anderen, so hab' ich dazu dienstliche Gründe. Da Er aber noch meint, mir in so unverschämter Weise Vorschriften machen zu dürfen, da Er glaubt, Er sei noch groß im Recht, so wollen wir's Ihm mal zeigen! Geben Sie einmal die Briefe und Packete her, die Schulze eingesammelt hat!“ Damit wandte er sich an Meinert, der eben die Packete wiegen wollte und nun eifertig das Verlangte vor den Postmeister hin auf den Tisch stellte. Der Postmeister sah die Briefe und Packete genau durch und machte sich dabei Notizen auf ein Blatt Papier. Die Hülle eines Packetes war vom Regen ein wenig naß geworden; das zeigte er dem am Schalter sitzenden Beamten und ließ dann das Packet von Meinert in die Nähe des geheizten Ofens stellen, damit es trockne. Nachher sagte er zu mir: „Kommen Sie mal mit herein, nämlich in sein Amtszimmer. Er nahm einen großen Bogen Papier und schrieb. Während dessen mußte ich neben seinem Tische stehen und hätte mich so gern etwas gefehlt, denn ich war todtmüde, ich war ja seit früh sechs Uhr marschirt. Er schrieb den ganzen Bogen voll und noch einen zweiten zur Hälfte. Dann las er mir das Geschriebene vor. Bis in's Kleinste war der ganze Vorgang erzählt, nur daß er mich angeschrien, stand nicht drinn; aber ich hätte ihm in respektwürdiger Weise und ungehörigem Tone seine ‚angeblich parteiische Behandlung‘ in Gegenwart von Beamten und Unterbeamten vorgeworfen. Hierauf waren die

Adressen einiger Briefe und Karten aufgezählt, die durch mein verspätetes Eintreffen eine ‚nicht unerhebliche Verzögerung in der Beförderung‘ erlitten hätten. Schließlich kam die Sache mit dem ‚durchnäßten‘ Packete. Nur durch sein gerade noch rechtzeitiges Eingreifen sei eine Beschädigung des Packetinhalts durch Eindringen der Feuchtigkeit in die Hülle vermieden worden. „Geben Sie zu, daß das Vorgelesene den Thatsachen entspricht?“ fragte er mich nun. „Die Ursache meines Zuspätkommens ist nicht angegeben, Herr Postmeister,“ antwortete ich. „Sie meinen das bißchen Regenwetter,“ entgegnete er. „Ja, das ist eigentlich schon aus dem durchnäßten Zustand des Packetes zu entnehmen; aber da Sie's wollen, füge ich noch ein — und dabei schrieb er zugleich — ‚füge ich noch ein: Regenwetter soll angeblich — nicht soll angeblich, Herr Postmeister,‘ falle ich ein, ‚sondern ist. — Na, Sie geben es doch an, daß es so sein soll, also: soll angeblich die Ursache zur Verspätung sein. Haben Sie nun noch etwas zu bemerken?“ fragte er nun weiter. „Ich bitte um die Angabe, daß die Karten und Briefe trotz meiner Verspätung doch zur selben Zeit am Bestimmungsort bestellt werden, denn ohne meine Verspätung wären die Briefe um Mitternacht am Bestimmungsort eingegangen, so aber gehen sie gegen fünf Uhr morgens ein, dies verspätete Eingehen aber verursacht keine Verspätung in der Bestellung.“ „Davon ist in der Verhandlung garnicht die Rede,“ behauptete er nun, „Sie müssen doch zugeben, daß die Briefe nicht $\frac{3}{4}$ abgegangen sind, sondern erst um sieben von hier weiter befördert werden können, das ist also eine nicht unerhebliche Verzögerung in der Beförderung. Haben Sie noch etwas einzuwenden?“ fragte er nun. „Nein, Herr Postmeister,“ antwortete ich, „ich mache weiter keine Einwendungen.“ „Dann unterschreiben,“ befahl er. Ich bückte mich über das Papier und unterschrieb. Dabei kam ich seinem Gesicht sehr nahe. Plötzlich forschte er, mich scharf ansehend: „Sie haben Schnaps getrunken?“ „Ja, Herr Postmeister,“ sag' ich der Wahrheit gemäß, „ich hab' unterwegs des kalten, nassen Wetters wegen einen Schnaps getrunken.“ „Haben Sie eine Bulle bei sich?“ „Nein, Herr Postmeister.“ „Sie sind also unterwegs eingelehrt?“ „Ja wohl, Herr Postmeister.“ „Wie lange waren Sie in der Gaststube?“ „Etwa drei Minuten, Herr Postmeister.“ „Nun muß ich zu der Verhandlung noch einen kleinen Zusatz machen,“ sagte er und schrieb und sprach: „Auf Befragen giebt Landbriefträger Schulze nachträglich zu, unterwegs eingelehrt zu sein und angeblich einen Schnaps getrunken zu haben; er behauptet, daß dies seine Verspätung nicht veranlaßt habe. — So, unterschreiben Sie auch das noch,“ sagte er hierauf, „dann können Sie gehen.“ Es war zwischen sechs und sieben Uhr, als ich das Postamt endlich wieder verließ. Am nächsten Tag hörte ich von Meinert, daß der Postmeister noch eine Verhandlung mit dem Schalterbeamten über den ‚durchnäßten‘ Zustand des Packetes aufgenommen und dann beides mit einem langen Bericht — der Postmeister soll bis Abends elf Uhr daran geschrieben haben — an das Oberamt abgesandt habe. Das ist Alles,“ sagte Schulze und fügte hinzu: „Ich werde gewiß eine hohe Ordnungsstrafe bekommen, denn der Postmeister wird schon so an's Oberamt berichtet haben, daß das Urtheil möglichst streng ausfällt. Dann, Mutter, müssen wir so lange trocken Brot essen, bis der Betrag wieder eingebracht ist.“ Damit ging er in die Kammer, um seine neuen Dienstkleider anzuziehen und sich zum Gang in's Postamt fertig zu machen. Seine Frau sah ihm mit bekümmertem Miene nach.

„Wo nur der Vater bleibt,“ sagte Mutter Schulze zu ihren Kindern. Sie Alle hatten mit dem Mittagessen auf seine Rückkunft gewartet, um es gemeinschaftlich einzunehmen, was nur alle sechs Wochen einmal geschehen konnte. Es war zwei Uhr geworden, ohne daß der Vater zurückkam. „Wo nur der Vater bleibt,“ sagte sie und sah dabei, wer weiß zum wievielften Male zum Fenster hinaus und die Straße hinab. Vergeblich, er kam nicht. Der kleine Zehnjährige war schon wiederholt die Straße hinab

bis auf den Markt gelaufen, hatte dann in die Straße hineingesehen, an dessen Ende der prächtige Backsteinbau des Posthauses lag; der Vater war nicht zu sehen. Die Kinder hungerte und sie verlangten Essen; so aßen sie denn wie sonst, ohne den Vater.

Gegen fünf Uhr endlich kam er mit langsamen, müden Schritten den Garten herunter und über den Hof. Die Mutter riß schnell ein Fenster auf und fragte: „Na, Vater, wie ist's denn?“ Schulze schüttelte nur mit dem Kopfe. Er kam in die Stube und setzte sich wie ein Todtmatter auf die Bank zwischen beiden Hoffenstern; einen Arm legte er auf den Tisch, wie wenn er den Arm nicht mehr tragen könnte. Den Rücken gekrümmt, den Kopf gebeugt; so hatte ihn die Mutter noch nie sitzen sehen. Sie schickte die Kinder hinaus, dann setzte sie sich zu ihm, faßte seine herabhängende Hand und bat: „Nun, Vater, red' einmal, was ist denn geschichen?“ Aber er saß stumm da, wie zuvor. Lange sprach ihm die Mutter gut zu. „Sag' doch nur, was es ist,“ bat sie, „damit man wenigstens klar sieht. Wir haben uns ja jahrelang kümmerlich durchhelfen müssen, wir werden uns auch diese Ordnungsstrafe absparen, und mag der Betrag noch so hoch sein.“

„Es ist noch viel schlimmer, als Du denkst, Mutter,“ erwiderte er endlich mit bitterer Miene, „wir müssen fort — müssen unser Häufel, unser

Feld verkaufen.“ „Ach, du guter Gott,“ jammerte die Frau, rang die Hände und warf einen schmerzvollen Blick hinauf zur Zimmerdecke; dann legte sie den Kopf auf den Tisch und weinte bitterlich.

Der Kleinste war unbemerkt hereingekommen, und da er die Mutter weinen sah, fing er an laut zu heulen. Das gab den Eltern etwas Festigkeit, der Kleine bekam ein Butterbrot und mußte auf die Straße gehen. Nun erzählte der Vater, bruchstückweise und ungeordnet brachte er Alles vor; zwischen-durch stieß die Mutter manche Verwünschung aus.

Als Schulze kurz vor elf Uhr auf das Postamt kam, war der Postmeister eben weggegangen. Schulze grüßte bei seinem Eintritt in's Dienstzimmer, aber weder der Beamte noch der Unterbeamte Meinert hatten den vernehmlich gesprochenen Gruß gehört, sie thaten wenigstens so. Schulze wollte mit Meinert ein Gespräch anfangen. Meinert vernahm anscheinend die zwei-, dreimal wiederholte Anrede nicht. Nach einer Stunde Stehens und Wartens kam der Postmeister. Er rief den Schulze in sein Amtszimmer und sprach: „Hier lesen Sie die Verfügung des Oberamtes durch. Von einer Bestrafung hat das Oberamt gnädiger Weise abgesehen, weil Sie sich unter meinem Vorgänger gut geführt haben, aber Sie sind aus dienstlichen Gründen nach Neustadt versetzt. Ausnahmsweise sind Ihnen drei Tage Frist zur Regelung Ihrer persönlichen Angelegenheiten gewährt worden. Na, lesen Sie nur selbst,“ sagte der Post-

meister zu Schulze, der in zitternder Hand das Schreiben des Oberamtes hielt und nicht mächtig war, einen Buchstaben zu erkennen, „lesen Sie und unterschreiben Sie dann, damit Ihre Kenntnisknahme ersichtlich ist.“ Schulze schrieb, ohne gelesen zu haben, und ging. Wie ohne Besinnung lief er durch die Straßen der Stadt, er stand am Fluß und wußte nicht, wie er dahin gekommen.

„Wenn die dunklen Wasser mich deckten, hält' ich Ruhe,“ dachte er. Da gedachte er der Frau, der Kinder. Er wandte sich und ging auf einem schmalen Fußweg den Fluß entlang. Der Weg führte ihn an einer Berglehne hinauf. Am Rand eines Waldes setzte er sich auf einen von den Sonnenstrahlen erhitzten Felsblock. Die heiße Nachmittags-sonne beschien ihn, er merkte es nicht; er hörte nicht das leise, geheimnißvolle Rauschen des Waldes hinter ihm, nicht das Trillern, das Jubiliren der Vögel hoch oben in heiterer Luft, er sah nicht das leise Wogen des Saatesfeldes vor ihm, nicht die friedlich ausgebreitete Stadt im Thale. Unempfindlich war er für Alles, keines Gedanken fähig. Wie lange er da gesessen und wo er gesessen, er wußte es nicht mehr.

Auf dem Wege nach Hause kam er an seinem Felde vorüber, er sah nicht hin. . . .

Für Schulzen's Häufchen und sein Feld wollte sich kein Käufer finden. Spottbillig ließ er endlich Alles dem Meinert, dem einzigen Bieter. —



Herbst.*

Schon nascht der Haat die rotze Vogelbeere,
Dum Erntekranze juchheiten die Geigen,
Und warte nur, bald nimmt der Herbst die Scheere
Und schneidet sich die Plätter von den Zweigen,
Dann ängstet in den Wäldern eine Leere,
Durch kahle Beste wird ein Fluß sich zeigen,
Der schläfrig an mein Ufer schickt die Fährre,
Die mich hinüberholt in's kalte Schweigen.

Vielck von Ellencron.

Heimkehr. Arnold Böcklin hat nicht nur in gewaltigen Bildern die Größe und die geheimnißvollen Stimmungen der Natur gefeiert, von dem Leben abenteurernder Helden, kämpfender Riesen der Sagenzeit erzählt, er hat auch für die schlichten Gesehnisse, die im Leben eines Jeden einmal eintreten, ergreifenden Ausdruck hgefunden. Unser heutiges Bild zeigt diese Seite. Heimkehr. . . Das Motiv, das im Volkslied so oft wiederkehrt, ist hier in einer Weise gestaltet, die an die einfachen, echten Töne dieser Volkslieder gemahnt. Vor Böcklin's phantastischen Sinn ist freilich auch hier ein Bild der Vergangenheit getreten, das Bild des fahrenden und heimkehrenden Landsknechts, aber angezogen hat ihn daran nur das rein Menschliche: der Landsknecht war ihm der geeignetste Repräsentant des Mannes, der lange in der Fremde herumgeirrt ist. In aller Herren Länder hat sich der Mann, den wir aus unserem Bilde sehen, herumgeschlagen, hat Vieles gesehen, Vieles erlebt, hat wilde Freuden und bittere Mühen durchkostet — immer aber klang in seiner Seele ein leiser Wunsch, die Sehnsucht nach dem stillen, friedlichen Dorfe, in dem er seine Jugend durchlebt. Dann hat es ihm nimmer Ruhe gelassen, bis er sich aufmachte und hinwanderte. Jetzt, in der Stunde, da der Abend hernieder sinkt, liegt sein Heimathdorf vor ihm. Oben auf den Höhen, die sich rings um sein Vaterhaus ziehen, liegt der Mühlteich, von Nasen und Steinen eingefast. Dort hat er sich niedergelassen, eine bange Scheu hält ihn ab, hinunter zu eilen und einzutreten. Dunkel liegt schon über dem Thal gebreitet und hält Mühle und Bäume in seine Schatten, während oben auf der Höhe noch klar das Abendlicht leuchtet. Und aus der Tiefe heraus dringt mild der Schein eines hellen Lichtes durch ein breites Fenster, scheinbar zum Greifen nahe, so wohl vertraut aus alter Zeit. Der Anblick macht dem Wanderer das Herz erbeben. In der Stube hinter jenem Fenster müssen die Lieben weilen, von denen er so lange fern geblieben. Er beugt sich vor, er neigt den Kopf, laufchend, ob nicht ein Ton zu ihm herauf-bringe. Ohne es zu wissen, hebt er den Arm, als wolle

er zum Gruß hinunterwinken. . . Der Herbst ist im Anzuge. Wie ein leises Frösteln geht es durch die Natur. Kalt und klar ist die Luft in der Höhe, die Bäume beginnen sich zu entblättern. Was aber dem Original einen so besonderen Reiz verleiht, was kein Holzschnitt wiederzugeben vermag, das ist die Farbe. In allen Farbtönen, vom tiefen Roth bis zum hellen Gelb, prangt das herbstliche Laub. Ein zarter, tiefrother Gesammtton liegt über dem Bilde von bezaubernder Schöne. Man hat oft darauf hingewiesen, daß den Farben die Kraft innewohne, unmittelbar als Ausdruck unserer Empfindungen zu gelten: In dem abblühenden Roth dieses Bildes tönt in der That dieselbe Wehmuthsstimmung, die in dem Ganzen verflochten ist. Und auch eine andere Schönheit des Bildes läßt der Holzschnitt nur ahnen: wie in dem klaren Wasserpiegel das Bild des Himmels und der ziehenden Vögel und die Silhouette des ruhenden Mannes wiederkehrt. —

Die Kraft, welche die Planeten und Monde in ihren krummen Bahnen erhält, ist die Schwere; so lernen wir bereits in der Schule, und dabei wird häufig erzählt, daß der große Newton durch einen fallenden Apfel zuerst auf die Vermuthung geführt wurde, daß dieselbe Kraft, die den Apfel zur Erde treibt, auch den Mond in seiner Bahn erhalte. Ja, wie ist denn das aber möglich? Diese Kraft treibt den Apfel doch zur Erde hernieder, und wenn sie auf den Mond wirkte, so müßte derselbe doch auch gegen die Erde fallen, uns also immer näher kommen; da er aber stets in derselben Entfernung (mit kleinen Abweichungen) die Erde umkreist, so kann er unmöglich gegen die Erde fallen. Aber eine kleine Ueberlegung zeigt, daß er doch beständig zur Erde fällt, obwohl er ihr nicht näher kommt. Wenn auf einen Körper keine Kraft wirkt, so wird er sich stets in der Richtung und mit der Geschwindigkeit, die er gerade hat, weiter bewegen. Ist seine Bahn eine Kreisbahn, so ändert sich die Richtung seiner Bewegung beständig, und das ist nur möglich, wenn beständig auf ihn eine Kraft wirkt, die nach dem Mittelpunkt des Kreises gerichtet ist. Ohne eine solche Kraft würde der Körper in der Richtung der Berührungslinie zum Kreise sich weiter bewegen; bleibt er auf dem Kreise, so ist er um so viel, als die Abweichung von dieser Linie beträgt, gegen den Mittelpunkt hin gefallen. Man sieht aber, daß thatsächlich ein Fallen gegen die Erde stattfindet, wenn der Mond sie in immer gleicher Entfernung umkreist. Wie groß die Fallkraft oder Schwere ist, die den Mond an seine krumme Bahn fesselt, und ob sie dieselbe ist, die einen Apfel zur Erde fallen läßt, ist, wie man jetzt leicht erkennt, nur noch eine Sache der Rechnung. Die Geschwindigkeit des Mondes auf seiner Bahn ist so groß, daß er mehr als 6 Kilometer in jeder Sekunde, etwa 63 Kilometer in der Minute zurücklegt. Hierbei weicht er, weil ja die Bahn krummlinig ist, etwa fünf Meter von der geraden Richtung ab, fällt aber in jeder Minute fünf Meter gegen die Erde. Auf der Erde selbst fallen die Körper schon in einer Sekunde fünf Meter weit, und in einer Minute würde er bereits 18 Kilometer durchfallen, also einen 3600 Mal so große Strecke, als

der Mond in jener Ferne von 50 000 Meilen, in der er die Erde umkreist. Somit hält ihn thatsächlich die Schwere, dieselbe Kraft, die einen Apfel zur Erde treibt, in seiner Bahn, nur daß sie in seiner Entfernung — er befindet sich 60 Mal so weit vom Erdmittelpunkt, als die Oberfläche der Erde — 3600 Mal so schwach wirkt, wie hier. Daß bei uns alle Körper zur Erde fallen, liegt daran, daß ihre Geschwindigkeit nicht so groß ist, daß ihre Abweichung von der Berührungslinie der Kreisbahn in jeder Sekunde fünf Meter beträgt. Würden wir die Geschwindigkeit einer Kanonen- oder Flintenugel bis auf circa 8 Kilometer in der Sekunde steigern können, so würde sie, indem sie fünf Meter gegen den Mittelpunkt der Erde hin fällt, am Ende der 8000 Meter sich gerade so weit geneigt haben, daß sie auf dem Kreise geblieben wäre; die Erdoberfläche selbst hat sich bei dieser Strecke so stark gekrümmt, daß sie um 5 Meter von der Berührungslinie abweicht. Die Kugel würde daher in derselben Entfernung von der Erdoberfläche bleiben, sie würde niemals herabfallen, sondern genau wie ein Mond die Erde umkreisen; freilich würde sie, obwohl sie nur um ein Drittel die Geschwindigkeit des Mondes überträte, viel schneller herumkommen, als dieser, da sie der Erde viel näher, ihre Bahn also viel steiler ist. Schon in anderthalb Stunden wäre der Umlauf beendet, die ganze Kreisbahn beschriebe. — Thatsächlich ist es aber dieselbe Kraft, die nur entsprechend den größeren Entfernungen schwächer wirkt, welche die Planeten auf ihren krummlinigen Bahnen erhält, und diese Kraft, die allgemeine Schwere oder Anziehungskraft genannt, hat sich nicht nur bei den Bewegungen im Sonnensystem, sondern auch in den fernsten Welträumen bei den Bewegungen der zweifachen und mehrfachen Sterne als wirksam erwiesen. — c.

Apophismen.

- Viele Gedanken sind nur ein Ritt auf einem Sackpferd.
- Stolz ist männlich, Eitelkeit weiblich.
- Alle harmonischen Naturen sind außerhalb oder gar gegen die Schule gebildet.
- Je geringer das Reich, desto lauter das Kommando.
- Die Festigkeit der Schwäche ist Eigensinn.
- Der Pessimismus, eine Temperamentssache, kann nimmermehr Philosophie sein. Peter Glatz.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.

* Aus „Neue Gedichte“. Berlin, Schuster & Loeffler.